Übrigens...

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **84 (1997)**

Heft 6: **Kleine Investitionen - grosser Wert = Petits investissements - grande valeur = Small investments - big value**

PDF erstellt am: **19.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

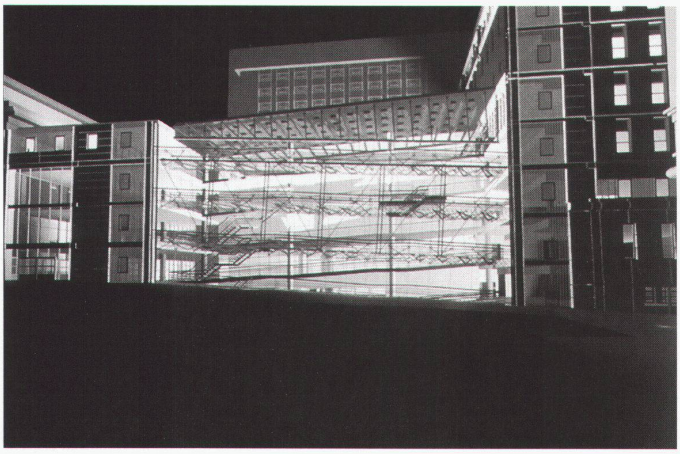
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Eine Stadt in der Stadt in der Stadt ▼

Nach den Plänen von Bernard Tschumi (in Zusammenarbeit mit Gruzen Samton) entsteht zur Zeit auf dem Campus der Columbia-Universität in New York ein 68-Millionen-Dollar-Bau: das Lerner Student Center.



In der Volumetrie entspricht Tschumis *Students Activity Center* den Vorgaben des 1890 von McKim, Mead and White erstellten Masterplans, vom Programm her will der Architekt jedoch etwas Innovatives bieten: eine Stadt in der Stadt in der Stadt – das Center als «Studentenstadt» innerhalb der «Universitätsstadt» Columbia, die wiederum Teil der Grossstadt New York ist.

Der Bau wird dreigeteilt. Zwei Flügelbauten, ein – in Übereinstimmung mit den anschliessenden Gebäuden – achtgeschossiger zum Broadway hin und ein viergeschossiger auf Seite des Campus, passen sich in ihrer Materialisierung dem historischen Kontext an. Dazwischen liegt, viergeschossig, wie ein eingeschobener Fremdkörper eine vollverglaste Halle. Sie soll so transparent sein, wie es die heutige Technologie nur zulässt. Als dynamisches Herzstück und Erschliessungssystem der Anlage vereint sie die öffentlichen Nutzungen wie Eingangsfoyer, Auditorium, Theater, kleinere Lobbies, Lounges, Spielräume, Informationsstände, Postfächer (für 6000 Studenten), eine Bar usw.

Ein Niveauunterschied zwischen Campus- und Broadwayseite wurde zum Anlass für eine Split-Level-Aufteilung dieses Glastrakts; die Ebenen sind je um ein halbes Geschoss versetzt und mit aufgehängten gläsernen Rampen verbunden. So wird die Erschliessung zum Weg, zur Bewegung, die sich durch die Glasfassade dem Beschauer mitteilt. Die Transparenz erhöht den Eindruck eines Ortes vielfältiger Aktivitäten und sozialen Austauschs und sie manifestiert – vor allem nachts – den ins Innere versetzten öffentlichen Raum auch nach aussen.

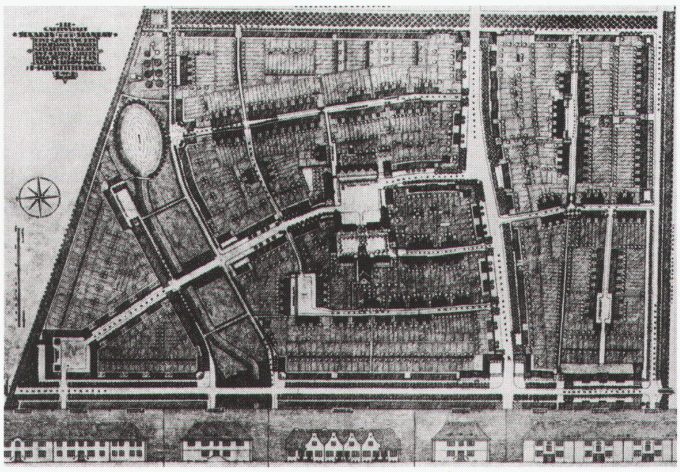
Gartenstadt: Altes Vorbild für Neues? ▶

Mit der Schilderung der Entstehungsgeschichte der Gartenstadt Staaken, der Bewertung ihres architektonischen und theoretischen Kontextes sowie der Darstellung und Erforschung des Baubestandes anhand von Plänen und Fotos aus der Bauzeit legt Karl Kiem ein spannendes und ansprechend aufgemachtes Buch für Bauhistoriker, Stadtplaner, aber auch bauende Architekten vor.

Berlin erlebt heute einen enormen Wachstumsschub. Die Qualität der mit der Erweiterung entstehenden neuen Wohnsiedlungen wird sich erweisen an den Fragen des Massstabs, der Benutzerfreundlichkeit, des Ausgleichs zwischen privatem und sozialem Leben, der Verbindung von Wohnen und Natur, der Versorgung mit den Dingen des täglichen Bedarfes, der Ausgewogenheit des Verdichtungsgrades, des architektonischen Niveaus, der städtebaulichen Erkennbarkeit, der verkehrstechnischen Vernetzung mit der Stadt. Gute Bewohnbarkeit im Einklang mit der 4-Millionen-Metropole soll das Ergebnis sein.

Ein Vorbild könnte die Gartenstadt Staaken sein, die strukturell und im einzelnen weitgehend intakt ist. Achtzig Jahre alt, hält sie den Fragen nach der Qualität stand. Die bis heute lebendige genossenschaftliche Organisation und minimale Fluktuation der Bewohner sind Zeichen eines gelungenen Modells. Nicht alles ist auf heute übertragbar, aber es lohnt sich hinzuschauen. Karl Kiem, Bauhistoriker in Berlin, hat fast den gesamten Originalplanbestand, von der Entwurfsskizze bis zum Ausführungsdetail, wiederentdeckt und für den Leser aufbereitet, hat ihn gewertet und neue Aspekte in der Entwurfssystematik aufgezeigt.

Die – verständliche – Abneigung gegen den Architekten der Gartenstadt Staaken, Paul Schmitthenner (1884 –1972), der Anfang der 30er Jahre durch ausdrückliche Parteinahme für die Nazis seinen guten Ruf einbüsste, hat sich offenbar in der Vernachlässigung seines Werkes bekundet. Zugunsten intellektueller und wissenschaftlicher Redlichkeit hat sich Kiem trotzdem mit dem Baudenkmal eingelassen und den «Fall Schmitthenner» gleichzeitig ohne jede Beschönigung kritisch eingeordnet. Und er hat Erstaunliches zutage gebracht. Im architekturhistorischen Vergleich und der architekturhistorischen Einordnung sieht Kiem die Gartenstadt Staaken als aussergewöhnlich fortschrittliche Siedlung ihrer Zeit. Interessant auch, wie bei dieser differenzierten Betrachtung die oft postulierten Gegensätze zu den Siedlungen des später von den Nazis verfolgten Bruno Taut zumindest in den zeitgleichen Entwürfen grundsätzlichen Übereinstimmungen weichen.



Gartenstadt Staaken bei Berlin, 1914 Paul Schmitthenner

Auch die bauhistorische Analyse liefert aufschlussreiche Ergebnisse. So spiegelt sich in den verschiedenen Bauphasen eine gut ablesbare Entwicklung vom malerisch romantischen zum – wenn auch durch wirtschaftliche Zwänge im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg begleiteten – eher sachlich einfachen Stil wider. Durch Variation nur weniger Haustypen wird Gestaltungsvielfalt mit ökonomischer Disziplin verbunden. Die Anlage der Strassen erzeugt die unverwechselbare Erkennbarkeit jedes einzelnen Bereiches der Siedlung, und die öffentlichen Gebäude, wie Schulen, Kaufhäuser und Kirche (nur Entwurf), setzen die städtebaulichen Akzente. Dabei sind die architektonische Qualität der Entwürfe des jungen engagierten Architekten Schmitthenner und die liebevolle Durchplanung bis ins Detail, unabhängig von der Stilfrage, kaum zu bestreiten.

Jan Krieger

Karl Kiem: Die Gartenstadt Staaken (1914–1917), Hrsg.: Landesdenkmalamt Berlin in der Reihe «Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von Berlin», Beiheft 26, Gebr. Mann Verlag, Berlin 1997, 235 Seiten, 200 Abb., Fr. 106.50.

Kahn frei für Unterhaltungsmix ▶

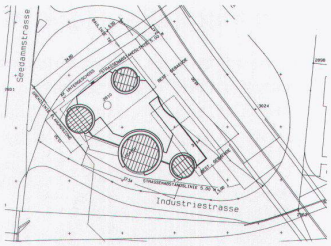
Vier abgeschrägte Zylinder sollen nach Vorstellung der Planer in wenigen Jahren die Eckpfeiler für eine Unterhaltungswelt mit Kasinobetrieb in Pfäffikon SZ abgeben.

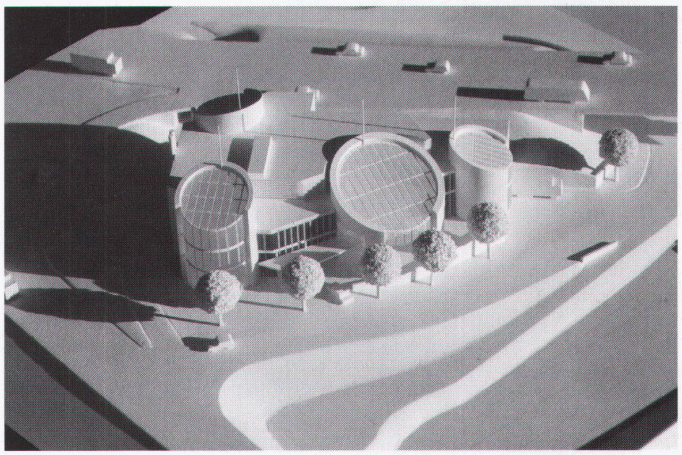
In Nachbarschaft zum Seedamm-Einkaufszentrum, Kulturzentrum und Alpamare soll zwischen Seedammstrasse und Autobahnzubringer ein Kursaal entstehen, der zusammen mit den sich derzeit in Ausführung befindenden Bauten des Telecom-Ausbildungszentrums und des Hotels «Seedamm Plaza» den Brückenkopf zum Seedamm bilden würde.

Ein «futuristisch anmutendes Märchenschloss, eine faszinierende Welt voll Transparenz, Glanz, Licht und vielfältiger Unterhaltungsmöglichkeiten» wird den Besucher bezaubern. Die Eingangshalle, ein dreigeschossiges Atrium im grössten der vier abundant verglasten Zylinder, vermittelt «mit Palmen, dichter tropischer Bepflanzung, polynesischen Hütten und künstlichen Wasserfällen» die «Exotik des Südpazifik». In den übrigen Zylindern und den Zonen dazwischen folgen sich Schlag auf Schlag die «Margaritaville-Bar im Kolonialstil, die Schweizer «Sport-Bar» mit Grossleinwand-Reportagen, das «Golden Palm Casino», die «Calypso Lounge», das «Music Casino», das «California Pizza»-Restaurant, ein Saal für das Boule-Spiel, eine Piano-Bar mit Bühne, ein Dancing mit Variété-Programm und was der Köstlichkeiten mehr sind.

Projektierendes Büro ist die Feusi+Partner AG aus Pfäffikon. Die Innenarchitektur stammt von einem Casino-Spezialisten aus Las Vegas.

Das Projekt, ursprünglich als Ausstellungs- und Geschäftshaus eingereicht, wurde 1996 vom Gemeinderat Freienbach genehmigt und bedarf noch einer Bewilligung für die Nutzungsänderung. Ausstehend sind auch noch die Bewilligung des Bundes für das Boule-Spiel und eine Revision der Schwyzer Spielbanken-Verordnung, die trotz des seit 1982 geltenden kantonalen Verbots den Betrieb von Spielautomaten für Kursäle freigeben soll. Erst wenn diese Bedingungen erfüllt sind, sollen die 20 Millionen Franken mit symbolträchtiger Geometrie à la Luis Kahn in Glanz und Gloria umgesetzt werden.





Architekturpolitik auf neuen, europäischen Wegen?

Die schweizerischen Berufsverbände schliessen sich einem Aufruf des Rates der Europäischen Architekten an, welcher der drohenden Verrohung der Architekturkultur neue, im «Weissbuch der Architektur» enthaltene Regeln, Gesetze und Aufklärungsarbeit entgegensetzen will.

Im Rahmen der Pressekonferenz bedauerten Vertreter aller wichtigen Berufsverbände die einseitige wirtschaftliche Ausrichtung zeitgenössischer Architektur. Im besonderen spiegle sich dies in einer Wettbewerbspraxis, die junge Architekturbüros faktisch ausschliesse. Luigi Snozzi nahm die Pressekonferenz zum Anlass, ein Beispiel eines Präqualifikationsverfahrens darzulegen, bei dem er direkt die Jury anklagte, weil sie nicht in dieser Funktion zurücktrat. In einer Antwort versuchten sich einzelne Jurymitglieder zu rechtfertigen.

Luigi Snozzi führt in seinem offenen Brief folgendes aus: «Kürzlich wurde seitens der *Weltorganisation für geistiges Eigentum* (OMPI) ein Orientierungsdokument für den Architekturwettbewerb zur Erweiterung des Sitzes in Genf veröffentlicht. Darin sind die Bedingungen des Präqualifikationsverfahrens für die Teilnehmer an diesem Wettbewerb formuliert. Diese Anforderungen stellen eine klare Bestätigung des Prozesses dar, der zur Zeit in der Schweiz und ganz generell in Europa auf dem Gebiet der Architekturdisziplin abläuft: die Reduktion der Rolle des Architekten auf eine lediglich technische und effiziente Komponente.

Ich zitiere hier einige Kriterien zum Verfahren aus dem Dokument: ‹Ein Büro muss mindestens fünf Diplomarchitekten oder Angestellte mit gleichwertiger Ausbildung beschäftigen. (...) Ein Büro muss mindestens folgendes Programm realisiert haben: drei Bürogebäude mit je mindestens 100 Arbeitsplätzen, einen Konferenzsaal mit mindestens 80 Plätzen und Übersetzerkabinen. (...) Informatikerfahrung vom Bau mindestens eines Gebäudes sind vorzuweisen. (...) Der Jahresumsatz der letzten drei Jahre des Büros ist anzugeben, um der Jury ein Bild der finanziellen Basis des Ateliers zu ermöglichen.›

Dieses Dokument enthält für mich eine geradezu antiarchitektonische Gewichtung der Berufskomponenten mit Prioritäten, die man weder von der Seite einer Organisation für geistiges Eigentum noch von der Jury erwarten würde, in der Professoren der Architekturabteilung der ETHZ wie Mario Campi und Flora Ruchat-Roncati sowie – als Vizepräsident – der Chefarchitekt der eidgenössischen Bauten, Niki Piazzoli, fungieren. Mit diesem offenen Brief möchte ich meine tiefste Entrüstung zu einer Praxis ausdrücken, die in letzter Konsequenz die Verneinung der fundamentalen Rolle des Architekten in unserer Gesellschaft umfasst.»

Mario Campi und Flora Ruchat-Roncati zitieren ein Schreiben, in dem sie im März dieses Jahres die OMPI um eine genauere Definition des Begriffes «minimum souhaité» (ein gewünschtes bzw. erwünschtes Minimum. Red.) bezüglich der Präqualifikationskriterien gebeten haben: «Ist dieser Begriff so zu verstehen, dass die Kandidaten, falls sie ‹gewünschte minimale Voraussetzungen› nicht erfüllen, von der Teilnahme am Wettbewerb ausgeschlossen werden, oder handelt es sich hier um einen ‹Wunsch› der OMPI, wobei es der Jury überlassen bleibt, ob sie ihn berücksichtigen will oder nicht? Im ersten Fall scheinen uns die Forderungen quantitativ zu restriktiv, weil sie uns dazu zwingen würden, talentierte Architekten, die die Aufgabe perfekt zu lösen imstande wären, zurückzuweisen. Wenn uns – wie im zweiten Fall – ein freies Ermessen zugebilligt wird, können wir so handeln, wie wir es wünschen. Die Antwort der OMPI lautete: ‹Wie der Begriff ‹souhaité› anzeigt, ist die Jury nach unserer Ansicht frei, Kandidaten auszuschliessen, welche nicht alle ‹minimalen Voraussetzungen› erfüllen, falls gute Gründe dafür sprechen.› (Übersetzung Red.)

Wir sind Professor Snozzi dankbar für die uns gewährte Möglichkeit, klarzustellen, dass seine Meinung auf Unkenntnis der wirklichen Vorfälle beruht.»

Ein magischer Fleck ▼

Er heisst Tacheles und ist eine zum Stillstand gekommene Rebellion von Künstlern und Hausbesetzern in Berlin, die gegen einen verordneten Abriss aufbegehrten und die Ruine in eine internationale Kunstproduktionsstätte verwandelten.



Im Vorfeld ein grosses abgeräumtes Grundstück mit eingestreuten Schrottplastiken, die Endzeitstimmung mitten im Zentrum Berlins verbreiten. Ein Ort des Zufalls und der Unübersichtlichkeit, der Menschen anzieht und zugleich durch seine wüste Szenerie verschreckt. Die Kulturpolitiker der Hauptstadt, sonst auf Seriosität nationaler Kunstdenkmäler bedacht, wissen, dass dieser bunte Mix aus Subversion und Überlebenskunst eine wirksame Imagewerbung ist, um die staatlich ausgedünnte Kunstszene ein wenig aufzufrischen.

Kaputt ist chic, und je mehr die Medien über die exotische Kunstruine berichten, desto mehr verwischen sich die Grenzen zwischen Fiktion und Wirklichkeit. Der mächtige, halb zerstörte Häuserblock an der Oranienburger Strasse ist ein mit vielen Symbolen besetztes Objekt, das als soziales Labor und als künstlerische Produktionsstätte in dieser Form nur in Berlin möglich scheint. Ein Ort mit vielen Stimmen und divergierenden Zielen und doch eine Schnittstelle, die das breit gefächerte Kunstspektrum zu einem verwirrenden Netzwerk bündelt.

So wurde aus einer offenen Werkstatt ein urbaner kommunikativer Ort, ein Abenteuer für Schaulustige, die hier den Bildern ihrer Träume folgen. Schon der Name ist Tarnung: Tacheles kommt aus dem Jiddischen und bedeutet *Klartext reden*. Aber die Produktionsmaschine mit ihren 27 Ateliers, ihren Metall- und Bildhauerwerkstätten gibt sich anarchistisch und fühlt sich keiner Kunstströmung verpflichtet.

Ein Unikum: ein Gebäude, seit Oktober 1990 unter Denkmalschutz, dessen bauliche Fragmente nun auf dem Prüfstand stehen. Noch muss das Tacheles seine bauhistorische Bedeutung durch konstruktive Eigenarten legitimieren, um seine besondere Stellung innerhalb einer dezimierten Strassenfront zu rechtfertigen: Das 1909 von Franz Ahrens errichtete Passagen-Kaufhaus zählt mit seinem Stahlbetonskelett zu jenen frühen Geschäftsbauten, bei denen Fassadengestaltung und Konstruktionsteile bewusst getrennt wurden. Eine Stahlbetonkuppel krönte das mit gotischen und klassizistischen Schmuckteilen verzierte Gebäude. Im Krieg durch Bomben schwer beschädigt, wechselte es danach seine Nutzungen in rascher Folge. Zwei Statikgutachten von 1969 und 1977 befürworteten den Abriss, in den 80er Jahren verlor es durch Sprengung weiter an Bausubstanz. Sicher schien die Ruine erst, als sie das Plazet des Denkmalschutzes erhielt. Damit begann aber auch die Suche nach Konzepten für ein weiteres Überleben.

Der Hauch der Exotik blieb dem Ort erhalten: Schauspieler und Schausteller aus aller Welt kampierten in den letzten Jahren in Wohnwagen und Zelten auf dem mit Skulpturen übersäten Gelände und brachten mit ihren Sprachen und Gesten die Mythologie fremder Länder in die Stadtwüste Berlins zurück. Das Tacheles, schrieb ein ehemaliger DDR-Musiker, sei ein magischer Fleck, er verbrauche Energie und fordere die Leute bis aufs Letzte.

Seine Zukunft sieht nicht eben freundlich aus. Während seines sechsjährigen Bestehens von Krisen gebeutelt und von Investoren mit obsessiver Neugierde begutachtet, muss der Verein nun Eigenständigkeit beweisen, nämlich ein Konzept entwickeln, das künstlerische Freiheit und finanzielle Unabhängigkeit gegenüber jedem möglichen Investor garantiert. Ideen-, Informations- und Gedankentransfer, Stadtteilarbeit und Kunstlabor: Mit solch anspruchsvollen Zielen hat man die Messlatte sehr hoch angelegt.

Der Charme des Zufalls ist verbraucht, was jetzt ansteht, ist die existentielle Sicherung des Gebäudes. Die Gefahr, dass das Tacheles zum Vorzeigehades einer raffinierten Berlinwerbung wird, ist nicht auszuschliessen. Improvisationskunst und langfristige Absicherung schaffen Konflikte. Und wird aus der Kunstruine erst einmal ein pittoreskes Künstlerhaus, wäre es für die Künstler höchste Zeit, ihre Zelte abzubrechen.

Gerhard Ullmann

Foto: Gerhard Ullmann, Berlin

MoMA baut an

Seit das New Yorker Museum of Modern Art das benachbarte Dorset Hotel erwerben konnte, denkt es an Umbau und Erweiterung.

Der neue Kurator für Architektur, Terence Riley, der sich eher für ausländische als für amerikanische Architektur begeistert, erwirkte, dass das MoMA weder Eisenman, noch Gehry, Venturi oder Graves und Co., sondern zehn eher jüngere, ebenfalls bestrenommierte Architekten aus aller Welt zum Wettbewerb einlud: Herzog & de Meuron, den in New York tätigen Bernard Tschumi und den Japaner Yoshio Taniguchi, ausserdem Wiel Arets, Toyo Ito, Rem Koolhaas, Dominique Perrault, Rafael Vinoly sowie die New Yorker Steven Holl und Tod Williams & Billie Tsien. Darüber waren die Altstars der US-Architektenszene offenbar wenig erbaut.

Die drei erstgenannten Büros sollen nun in einer zweiten Runde ein Vorprojekt ausarbeiten. Der endgültige Entscheid fällt 1997.

Gut fokussiert ▶

Die in Wien lebende Salzburgerin Margherita Spiluttini, eine der gefragtesten Architekturfotografinnen der Gegenwart, erhält als erste Frau den mit 150 000 ÖS (ca. 18 000 Franken) dotierten Österreichischen Würdigungspreis für künstlerische Photographie 1996. Mit Präzision und künstlerischem Feingefühl arbeitet sie in Österreich, aber auch international für bekannte Architekten, Zeitschriften und Magazine, für Museen und Ausstellungshallen. Die Preisträgerin ist Mitglied der Wiener Sezession.

